

ken auf Positionen der „Konservativen Revolution“ sowie seiner schwierigen Integration in das Milieu um den Deutschen Herrenklub letztlich an Tiefenschärfe. Ein anderer Einwand wiegt schwerer: Die beiden „angeklebt“ wirkenden Vignetten über die „Männerbund“-Vorstellungen des Sozialphilosophen Herman Friedrich Schmalenbach und des „NS-Philosophen“ Alfred Baeumler können nicht darüber hinwegtäuschen, dass der über die ersten rund 400 Seiten überaus lesenswerten, innovativen „Männerbund“-Studie ein wirklicher Schluss fehlt. Und leider befriedigen die Schlusspassagen auch nicht die im Titel bezüglich des Untersuchungszeitraums geweckte Erwartungshaltung: Eine Untersuchung, die den Wandel der „Männerbund“-Konzepte in den 1920er- und 30er-Jahren einordnet (ganz zu schweigen von entsprechenden Praktiken im bündischen Milieu und in der NS-Bewegung), muss noch geschrieben werden.

Ulrich Prehn (Berlin)

*

Sarah Vanessa Losego, Fern von Afrika. Die Geschichte der nordafrikanischen „Gastarbeiter“ im französischen Industrieviertel von Longwy (1945–1990), Köln/Weimar/Wien, Böhlau 2009, 559 S. Wie europäische Migrationsgeschichte des 20. Jahrhunderts schreiben? Diese Frage stellt sich Sarah Vanessa Losego am Anfang ihrer umfangreichen und dichten Studie über die nordafrikanischen Migrantinnen und Migranten in einem lothringischen Industrieviertel. Eine der Antworten, die sie gibt, ist ihr Verständnis von Migration als „fait social total“. Migration gilt als ein Prozess, der sowohl die Migrantinnen und Migranten, ihre Strategien und Anpassungsleistungen betrifft als auch ihre Herkunfts- und Ankunfts-gesellschaften in „allen deren Teilbereichen und Funktionssystemen“ (S. 24). So verstanden, gerät Migrationsgeschichte nicht in den Sog eines Diskurses, in dem Migration zu

einem bloßen Phänomen von Alterität wird, als Konfrontation zwischen „eigener“ und „fremden“ Lebenswelten erscheint. Es ist einer der Vorzüge dieses Buches, dass die Autorin auch in der Detailanalyse konkreter Verhältnisse diesen Orientierungshorizont nie aus den Augen verliert.

Thematisch hat sich die Autorin für drei Felder entschieden: die Einbürgerungspraxis der Behörden und die Nutzung des Einbürgerungsverfahrens durch die Migrantinnen und Migranten (Teil 1), die Sozialarbeit zugunsten der maghrebischen Migrationsbevölkerung (Teil 2) und die sozialen und kollektiven Migrationsgedächtnisse und ihre Verortung in den regionalen und nationalen Erinnerungskulturen (Teil 3).

Methodisch folgt Sarah Vanessa Losego drei Ansätzen. Der erste ermöglicht ihr, die Semantiken und Praktiken von Inklusion und Exklusion gegenüber Migranten zu untersuchen, ohne auf das belastete Konzept der „Integration“ zurückgreifen zu müssen. Der zweite dient dazu, mithilfe des Strategiekonzepts die Praktiken von Individuen und sozialen Gruppen, d. h. der Migrationsbevölkerung zu erfassen, und der dritte bezieht sich auf die Geschlechterproblematik, die in allen Dimensionen von Migration präsent ist. Angestrebt wird eine Verbindung von „systemtheoretischen Beschreibungskategorien, Mikrogeschichte und Gender-Forschung“ (S. 33).

Im ersten Teil thematisiert Sarah Vanessa Losego die Einbürgerungen in den Gemeinden des Industriebeckens Longwy unter drei Aspekten: (a) in ihrer Funktion für die Konstituierung des französischen Staatsvolks, (b) als bürokratische Praxis, und (c) – was ihr besonders am Herzen liegt – als eine „Ressource“, auf welche Migranten und ihre Familien zurückgriffen, um ihre Stellung in der Gesellschaft des Einwanderungslandes zu stabilisieren. Die Autorin zeigt, dass die Mitte der 1970er Jahre in der Einbürgerungspraxis eine Zäsur bildete. Trotz der Kontinuität der administrativen Routinen begann sich damals unter dem Einfluss xenophober und rassistischer Ideologien

das Anforderungsprofil an Einbürgerungswillige zu verändern. Gleichzeitig nutzten Migrantinnen und Migranten unter dem Druck zunehmender Prekarisierung die Naturalisierung „strategisch“ zur Sicherung ihres materiellen und sozialen Überlebens. In ihrer Darstellung der Forschungsergebnisse verbindet Losego eine Fülle präzise recherchierter Einzelbeobachtungen mit deren konsequenter Kontextualisierung und Verdichtung in generalisierenden Aussagen. Dass dies so gut gelingt, liegt auch daran, dass Einbürgerung in Frankreich ein ausführlich dokumentierter Vorgang ist; der Autorin stand ein umfangreiches, vielschichtiges Quellenmaterial zur Verfügung, vor allem die Falldossiers der Einbürgerungsakten, die sich sowohl quantitativ wie auch qualitativ auswerten ließen.

Ähnlich reichhaltig und vielfältig, wenn auch anders gelagert, ist das Quellenmaterial, das Losegos Darstellung der „sozialen Integrationsarbeit“ zwischen 1947 und 1965 im zweiten Teil zugrunde liegt. Denn die französischen Behörden verfolgten die Ziele der nationalen Integrationspolitik mithilfe einiger von ihnen subventionierter privater oder halbprivater Vereine, und es sind deren Akten, welche hier ausgewertet werden. Losego fächert das Zusammenspiel der an der Ausarbeitung und Umsetzung dieser Politik beteiligten Akteure auf, analysiert ihre Interessen und Strategien und zeigt, wie in Frankreich trotz unbestrittener formalrechtlicher Gleichheit die Figur des „gesellschaftlich marginalisierten, zivilisatorisch unterentwickelten, psychologisch labilen, politisch unbeherrschten und manipulierbaren muslimischen Staatsbürgers“ geschaffen wurde (S. 234). Dass die Autorin das Vorhaben dieses Kapitels als „Lokalgeschichte einer nationalen Integrationspolitik“ ankündigt und ausführt (S. 233), bedeutet keine Verengung der Perspektive; vielmehr ist es gerade die Fokussierung auf den lokalen Bereich, welcher die zahlreichen überraschenden Einblicke und anregenden Einsichten dieses Teils zu verdanken sind.

Eine weitere Dimension der Migrationsgeschichte erschließt die Autorin im dritten Teil ihres Buches. Im Zentrum stehen hier „nationale Erinnerungskulturen, spezifisch regionale Formen kollektiver Erinnerung und individuelle wie soziale Gedächtnisse der Migranten und ihrer Angehörigen“ (S.26). Damit sind drei Aspekte angesprochen: die individuellen und sozialen Erinnerungen der Migranten verschiedener Generationen und Herkunftsgebiete, die Konstituierung des spezifischen regionalen Kollektivgedächtnisses und der Ort der Arbeitsmigration bzw. des Migrationsgedächtnisses in der nationalen Erinnerungskultur. Doch wie lassen sich diese komplexen, interdependenten Themen erschließen? Die Autorin greift auf bisher historiographisch nicht genutztes Quellenmaterial zurück: die Aufzeichnungen von Gesprächen mit 18 Männern und zwei Frauen, die der illegale lokale Radiosender „Lorraine Coeur Acier“ 1979 und 1980 in der Sendereihe „Le passé présent“ ausstrahlte. Losego rekonstruiert das Erinnerungsmuster des „assimilatorischen Gedächtnisses“ der Nachkommen von italienischen und polnischen Migranten der Zwischenkriegszeit und stellt dar, wie sich das Assimilationsnarrativ in die regionale Erinnerung einschrieb und über sie in die nationale Historiographie einging. Sie kann zeigen, dass die Geschichte der nordafrikanischen Migration im regionalen Kollektivgedächtnis „marginal“ blieb, und spricht darum von „Amnesie“ (S. 460). Auch auf der Ebene der erinnerten Geschichte spielten der diskursive Mechanismus von Inklusion und Exklusion.

Wie also europäische Migrationsgeschichte des 20. Jahrhunderts schreiben? Durch ihre Darstellung wie mit ihrer methodischen Reflexion vermittelt Sarah Vanessa Losego schlüssige Antworten auf diese Frage. Trotz der stellenweise umständlichen Textführung und einer manchmal komplizierten Sprache, welche die Komplexität der untersuchten Verhältnisse abbilden zu wollen scheint, finde ich dieses

Buch packend und aufschlussreich. Was es leistet, ist nicht mehr und nicht weniger als ein innovativer, informativer und anregender Beitrag zur viel zu wenig erforschten inneren Kolonialgeschichte Frankreichs.

Martin Schaffner (Basel)

*

Beate Fietze, Historische Generationen. Über einen sozialen Mechanismus kulturellen Wandels und kollektiver Kreativität, Bielefeld, transcript Verlag, 2009, 288 S.

Für die Generationssoziologie ist der von Karl Mannheim bereits 1928 verfasste Aufsatz zum „Problem der Generationen“ bis heute maßgeblich. Der damals in Heidelberg lehrende Soziologe brachte darin die gesellschaftliche Erfahrung des Werte- und Kulturwandels auf den Begriff, indem er sie mit der generativen Erneuerung von Gesellschaften zusammenführte. In bewusster Abgrenzung zu biologistischen Gesellschaftstheorien unternahm er den Versuch, eine zwar nicht in erster Linie quantifizierbare, aber dennoch messbare Rhythmik gesellschaftlicher Veränderung herauszuarbeiten.

Beate Fietze greift in ihrer lesenswerten und für andere Fachdisziplinen überaus ertragreichen Studie Mannheims Generationentheorie auf und fragt insbesondere nach ihrer – in der Rezeption weitgehend vernachlässigten – kulturtheoretischen Grundierung. Ziel ihrer Untersuchung ist es, das Verhältnis von Generation und sozialem Wandel systematisch zu reflektieren und zugleich einen konzeptionellen Vorschlag zu entwickeln, wie sich beide Theorieebenen zusammenbringen lassen. Durch diese Perspektive erschließen sich „Einblicke in einen wichtigen sozialen Mechanismus kulturellen Wandels für die Analyse gesellschaftlicher Veränderungen“, der in seiner Tragweite bisher noch kaum erfasst worden sei (S. 15).

Nach einer ausführlichen wissenschaftssoziologischen Rekonstruktion zur

Generationstheorie und einer kritischen Würdigung der Mannheimschen Vorlage analysiert Fietze sowohl das Verhältnis von Biographie und Generation als auch das von Geschichte und Generation, um auf dieser Grundlage ein für die Theorie des sozialen Wandels anschlussfähiges Generationenverständnis zu erarbeiten. Dabei entsorgt sie den bei Mannheim zu Recht kritisierten Zeitgeistbegriff beziehungsweise transformiert ihn in ein soziologisches Konzept von Öffentlichkeit. Ihre theoretischen Anleihen bei Margaret S. Archers und Shmuel N. Eisenstadt dienen dazu, der in der Forschungspraxis weit verbreiteten Gefahr einer Resubstantialisierung des Generationenmodells entgegen zu wirken. Auch wenn man Fietzes Verständnis von Generationen als kollektiven Akteuren nicht unbedingt folgen möchte, überzeugt ihr theoretisches Angebot, Generation als einen sozialen Mechanismus kulturellen Wandels und kollektiver Kreativität zu denken. Ihr gelingt es, Mannheims bahnbrechende Studie in einen modernen Soziologieentwurf zu überführen, ohne sich zwanghaft von dessen Vorgaben absetzen zu müssen.

Gleichzeitig bleibt die empirische Erprobung ihres eigenen Theorieentwurfes fragwürdig. Am Beispiel der Studentenbewegung Ende der 1960er Jahre versucht Fietze nachzuweisen, dass auch „unter den Bedingungen der Globalisierung die Konstitution historischer Generationen als ein sozialer Mechanismus kulturellen Wandels greift“ (S. 21). In Auseinandersetzung mit der mittlerweile sehr umfangreichen Forschung zu 1968 kommt sie zu dem Schluss, dass es sich bei der „überraschend auftretenden Kulturrevolte tatsächlich um die Konstitution der ersten globalen Generation handelte, die aus einer neuen Überschneidung nationalgesellschaftlicher und weltpolitischer Dynamiken hervorging“ (ebd.). Die Prognose, dass sich zukünftige Generationen „im Magnetfeld globaler Kräfte“ imaginieren werden, mag ja richtig sein, diese Vermutung allerdings in die Geschichte rückzuprojizieren, kann kaum